



## DIE REVOLUTION, DIESES RHIZOM

VON TROZKIS GESETZ DER UNGLEICHZEITIGEN  
UND KOMBINIERTEN ENTWICKLUNG BIS ZUM  
POSTMODERNEN WISSEN

≡ Robert Misik

Beim Nachdenken über die Frage der »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen« erkenne ich, dass sie mich seit meinen frühesten Jugendtagen verfolgt. Und zwar von meinen trotzkistischen Teenagertagen an. Man neigt ja dazu, wenn

man seine Jugend in leicht sektoiden K-Gruppen verbracht hat, später dem keine so große Bedeutung zuzumessen und all das, was man dort gelernt hat, oder die Prägungen, die man erfahren hat, zu unterschätzen.

Und wenn man älter wird, unterschätzt man die, die in Wirklichkeit Lehrer waren. Weil die Lehrer-Schüler-Verhältnisse vielleicht einerseits nicht so ganz eng waren – selbst wenn sie prägend waren; oder weil man sich auch recht schnell von dem Denken des Lehrers entfernt hat, wenngleich er einem schon ganz gehörige Teile der Denkwerkzeuge mitgegeben hat, die dann sogar – aus der Entfernung – recht praktisch waren.

In diesem Sinne war Ernest Mandel sicher so etwas wie ein ganz entscheidender Lehrer für mich. Ich weiß nicht, wie oft wir uns in den 1980er Jahren begegnet sind? Zwei Dutzend Male vielleicht. Zunächst bei internen Seminaren der Gruppe Revolutionäre Marxisten. Mandel trug über die Solidarność-Bewegung in Polen vor, dann über die langen Wellen des Kapitalismus. Der Tonfall, dieses perfekte Deutsch in belgisch-französischer Färbung. Mit vielen gezogenen Shhhh's. »Das gute alte Chhharlchen«: Damit meinte er Karl Marx. Irgendwo in einer Lade muss ich noch die Tonbandkassetten mit den Aufzeichnungen der Vorträge liegen haben. Nur kurze Zeit hatten wir so etwas wie eine persönliche, freundschaftliche Beziehung. Wenn er in den späten 1980er Jahren nach Wien kam, ging sich immer zumindest ein gemeinsamer kleiner Brauner im Café Museum aus.

Er war damals übrigens oft in Wien, aus einem skurrilen Grund: Mandel, der vielleicht berühmteste Vertreter des lebenden Marxismus, war in einer engen Männerfreundschaft mit Herbert Krejci verbunden, dem damaligen Chef der österreichischen Industriellenvereinigung. Ja, sowas ist auch möglich: zwei kluge Leute, die unterschiedlicher Meinung sind, aber genug intellektuelle Offenheit besitzen, um Freunde sein zu können.

Irgendwann in den späten Achtzigern begann Mandel dann für mich ein wenig zum Faktotum einer untergegangenen Welt zu werden, gewissermaßen kommunistisches Paläozoikum. Ein letztes Mal bin ich ihm dann etwa 1992 in der Berliner Humboldt-Universität begegnet. Aber das war dann schon unbedeutend.

Seine Bücher habe ich natürlich alle verschlungen: die großen Werke, seine »marxistische Wirtschaftstheorie«; sein legendäres Hauptwerk »Der Spätkapitalismus«; alle seine politisch-aktuellen Schriften, vor allem aber die ökonomischen. Krachte irgendwo die Börse, studierte Mandel die detaillierten Basisdaten und versuchte das Geschehen im Rahmen einer Gesamtanalyse der kapitalistischen Entwicklung zu interpretieren. Das war Marxismus und Wissenschaft zugleich. Oder besser: zunächst mal Wissenschaft. Zunächst

einmal das Eingraben in das Datenmaterial. Und dann die Interpretation im Kontext einer Theorie. Aber nie nur »Meinunghaben«.

Die Daten fand man beim Klassenfeind und seinen wissenschaftlichen Institutionen, in seinen Datensätzen und in den führenden Zeitungen der »Gegenseite«. Insofern hat mich Mandel bspw. mehr geprägt, als mir das später bewusst war. Ich erinnere mich, dass mir als Teenager wichtig war, dass die Kohle, die ich zur Verfügung hatte, für drei Dinge täglich reichte: ein kleiner Brauner, eine Packung Smart-Zigaretten und die tägliche Ausgabe der *Neuen Zürcher Zeitung*. Die Nachrichten aus dem Wirtschaftsteil wurden ausgeschnitten und nach Themen in Ordner eingeklebt.

Ach ja, für alle, die über Mandel nicht viel wissen: Mandel wuchs in einer sozialistischen Familie auf, seine Eltern waren Freunde etwa von Karl Radek. Ab 1937 engagierte er sich in Belgien in trotzkistischen Organisationen; 1941 ging er in den Untergrund und die Résistance; 1944 deportiert, wurde er 1945 aus dem KZ Flossenbürg befreit. Als Zentralfigur der Vierten Internationale nach 1945 war er ein wichtiger Vertreter des westlichen Marxismus, mit dem Aufstieg der Neuen Linken in den 1960er Jahren wurde er zu einem ihrer wichtigsten Repräsentanten: so wie Rudi Dutschke oder Tariq Ali oder Alain Krivine oder Paul Sweezy und andere.

Wann immer sich ein Sonnenstrahl der Revolution zeigte, war Mandel vor Ort, etwa bei der Nelkenrevolution in Portugal. Er war Organisator, Agitator, Wissenschaftler. Er unterrichtete an der Universität Brüssel, und als er an die Freie Universität Berlin berufen werden sollte, verhängte der damalige Innenminister Hans-Dietrich Genscher ein Einreiseverbot. Wenn ich das recht im Kopf habe, sagte Genscher damals wörtlich, das Einreiseverbot »gelte nicht dem Wissenschaftler Mandel, sondern dem Revolutionär Mandel«. Und da man den nicht in zwei Teile zersägen konnte, musste leider auch der Wissenschaftler draußen bleiben.

Mandel war, trotz gewisser doktrinärer Tendenzen, nie ein Sektierer, nie einer, der, wenn die Wirklichkeit mit seiner Theoriewelt nicht in Übereinstimmung war, sagte: Dann zum Teufel mit der Wirklichkeit. Deshalb blieb er offen und damit auch bündnisfähig.

Warum ich diese Geschichte erzähle? Weil Mandel und seine Mitstreiter in der Vierten Internationale eine Theorie aufstellten – wenn es denn eigentlich überhaupt eine Theorie war. Jedenfalls haben wir es Theorie genannt, weil wir damals alles gern eine Theorie nannten; das klang irgendwie großtuerischer. Und diese Theorie nannte sich die »Theorie von der ungleichzeitigen und kombinierten Entwicklung«. Eigentlich kommt sie ja von Trotzki her, der in der »Permanenten Revolution« diese Theorie sogar ein »Gesetz«

nannte. Klingt kompliziert, ist aber ganz einfach: Sie besagt, dass die Welt vernetzt ist, im Großen global und grenzübergreifend, aber auch im Kleinen, die einzelnen Gesellschaften in sich; dass an dem einen Punkt das eine geschieht, an einem anderen Punkt das Gegenteil – wobei sich all das in der realen Welt beeinflusst, teilweise verstärkt, teilweise auch wechselseitig blockiert. Und dass man ebendiese Vektoren und Kräfteparallelogramme genau studieren muss in der wirklichen Welt, weil keine Gesellschaft einfach die Entwicklungsdynamik anderer Gesellschaften kopieren wird. Und so weiter. Man kann dieses Gesetz natürlich auch so formulieren: Alles ist irgendwie kompliziert – und alles hängt irgendwie mit allem zusammen. Aber das klänge natürlich weniger gelehrt.

Da gab es die Demokratiebewegungen im Osten und zugleich die anticolonialen Revolutionen in der Dritten Welt und obendrein die Erschöpfung der Sozialdemokratien in Westeuropa und dazu noch einmal die Thatcher- und Reagan-Revolution im angloamerikanischen Raum; spontane Arbeitskämpfe, aber zugleich den Gewichtsverlust der Gewerkschaften. Nichts folgte einer rein linearen Logik, alles war gewissermaßen mit Fußnoten versehen. Wahrscheinlich hat mich das verdammt geprägt. Den Mandel'schen franko-deutschen Sound von der »Tseorie der ungläichzeitigen ...«: Den hab ich nicht mehr aus dem Ohr verloren.

Ich muss, wenn ich mich heute zurückerinnere, daran denken, dass andernorts zugleich ein Denken an Boden gewann, das wir damals natürlich überhaupt nicht wahrnahmen, das aber auf andere Weise eine ähnliche Spur aufnahm: nämlich der ins Postmodern-Spekulative gewendete Post-Strukturalismus. Für uns war das damals nur konterrevolutionäre Entpolitisierung, der Abschied rebellischer Intellektueller von der Rebellion. Aber so einfach war das natürlich nicht, wie wir heute alle wissen.

Nehmen wir nur die postmoderne Theorie des Wissens: Das postmoderne Wissen zerstört ja nicht nur Wissen und die überkommene Idee der Wirklichkeit, sondern etabliert ein neues, das für das zeitgenössische Verständnis der Wirklichkeit prägend wird. Wissen entwickle sich nicht linear, sondern als »Wurzelwerk«, als »Rhizom«, schreiben Gilles Deleuze und Félix Guattari in ihrem bahnbrechenden Konvolut »Tausend Plateaus«. Es entfalte sich in horizontalen Netzwerken ohne Zentrum: »Ein Rhizom kann an jeder Stelle unterbrochen oder zerrissen werden, es setzt sich an seinen eigenen oder an anderen Linien weiter fort. Man kann mit Ameisen nicht fertigwerden, weil sie ein Tier-Rhizom bilden.«

Wie im Gehirn die Neuronen mit ihren synaptischen Verschaltungen, so sind auch moderne Gesellschaften und Wissenskulturen eher wie

Wurzelbüschel zu denken, die Plateaus verbinden. Das Wissen baut nicht auf, sondern verknötet sich, fällt sich ins Wort. Die Sprache gibt uns gar nicht die Möglichkeit, das richtig darzustellen, weil sie aus Gründen der Darstellbarkeit, Konvention und Bequemlichkeit dazu verleitet – nein: regelrecht dazu zwingt –, eines nach dem anderen abzuhandeln, ebenso wie man Bücher, die einer linearen Logik folgen und Seite für Seite von einem zum nächsten kommen, von vorne bis hinten weiterblättert.

Aber weder die Geschichte noch die Schichten an Wissen funktionieren wie ein Buch, bei dem Seite für Seite umgeblättert wird – sie wirken gleichzeitig aufeinander ein, die Seiten kleben aufeinander, sie bilden Eselsohren und werden vollgestopft mit *Post-Its*, auf denen wie auf Pop-up-Büchern die jeweiligen Assoziationen Platz finden, die sich auf das beziehen, was auf dieser Seite steht.

»Ideal für ein Buch wäre, alles [...] auf einer einzigen Seite, auf ein und derselben Fläche auszubreiten. [...] Ein Rhizom verbindet unaufhörlich semiotische Kettenglieder, Machtorganisationen, Ereignisse aus Kunst, Wissenschaft und gesellschaftlichen Kämpfen.« Autoren wie Deleuze und Guattari revolutionieren nicht nur das Wissen, sondern versuchen konsequent, auch die Darstellungsweise von Wissen zu revolutionieren.

In einer bemerkenswerten Volte, an der freilich nichts Mysteriöses ist, wurden dieselben Theorien, die in den 1980er Jahren den Soundtrack zur Entpolitisierung der ermüdeten Siebziger-Jahre-Linken lieferten, zwanzig Jahre später zu Ideenlieferanten für eine neue Politisierung junger Aktivisten, aber auch von Künstlern, Globalisierungskritikern und anderen. Widerständige, minoritäre Praxen von Marginalisierten, Initiativen und *Refugees*, von Bewegungen, die flüchtig sind, sich aber stets neu gruppieren, die keine Masse oder keine Partei bilden, in denen die Einzelnen aufgehen, sondern als flexible Bündnisse von Singularitäten vorgestellt werden, erschienen plötzlich als Königsweg zu einer Repolitisierung – das Echo etwa von Lyotards »Patchwork der Minderheiten« ist dabei ebenso unüberhörbar wie Deleuzes und Guattaris Vernetzungslogik.

Dass vom »System Politik« mit seinen verknöcherten Organisationen – wie Parteien, Gewerkschaften, Parlamenten und Ähnlichem – keine Rettung zu erwarten, stattdessen die Hoffnung auf Basisbewegungen, Aktivismus, Nichtregierungsorganisationen zu legen ist, das ist für viele Linke heute *Common Sense*; ebenso, dass das Anderssein des Anderen, also die Differenz, zu achten ist und alle Versuche zur Vereinheitlichung vermieden werden müssen.

Dass die Marginalisierten für sich selbst sprechen sollen, dass auf diese Weise Passivität überwunden werden und zu Aktivierung beigetragen werden

kann: All das gehört heute bei linken Tischgesprächen zum guten Ton. Und natürlich auch ein paar andere Standards des postmodernen Wissens: etwa dass Sprache Wirklichkeit konstituiert («Wer das Binnen-I nicht benützt, der stabilisiert den Sexismus.») und schon die Wortwahl Hierarchisierungen sowie die herrschende Ordnung festigen kann. Dass es so etwas wie Wahrheit nicht gibt, jedes Agieren vielmehr immer auch ein Spiel mit Zeichen und das sogenannte Reale eine »symbolische Ordnung« ist: Das alles ist tief in den linken Instinktfundus hinabgesunken, was sich, beispielsweise, wiederum in der Sprache selbst niederschlägt («Wir müssen ein Zeichen setzen, und sei es nur symbolisch.»).

Dass Demonstrationen selten auf faktische Weise eine Änderung dessen erzwingen, wogegen demonstriert wird, sie aber selbst Bilder und Zeichen produzieren – also zuallererst auf der Ebene der symbolischen Ordnung der Zeichen agieren –, ist jedem instinktiv klar, der an ihnen teilnimmt; ebenso, dass faktischer Erfolg dann wahrscheinlicher ist, wenn diesem ein Erfolg auf der Ebene des Zeichenhaften vorausgeht. Selbst die platteste Medienkritik kommt heute nicht ohne ein paar Versatzstücke über die »mediale Konstruktion von Wirklichkeit« aus, und jeder *Spin-Doctor* im Dienste eines Ministers oder einer Premierministerin weiß dazu spontan etwas zu sagen.

Das postmoderne Wissen ist eines, das heute die meisten irgendwie haben, ein Wissen, das sich nicht mehr vergessen lässt. Für so ziemlich jedes zeitgenössisch-moderne Individuum gilt: Wir sind alle postmoderner, als wir glauben würden.



**Robert Misik**, geb. 1966, ist *taz*-Autor, *Falter*-Journalist, Blogger ([www.misik.at](http://www.misik.at)) und Videoblogger auf der *Standard.at*. Er ist Mitarbeiter des Bruno-Kreisky-Forums in Wien. Zuletzt erschien von ihm das Buch »Kaputtalismus – Wird der Kapitalismus sterben, und wenn ja, würde uns das glücklich machen?« im Aufbau Verlag.